

Das Erlernen von Fremdsprachen als Voraussetzung für erfolgreiche Feldforschung

1. Ein Gedankenexperiment und einleitende Bemerkungen

Was würden Sie tun, wenn plötzlich eine Gruppe von Papuas aus Neuguinea bei Ihnen auftauchen würde und Sie und Ihre Freundinnen und Freunde in gebrochenem Deutsch fragen würde, ob Sie damit einverstanden wären, wenn sie jetzt für einige Zeit in Ihrer Nachbarschaft wohnen würden, um Ihre Sprache zu erlernen und zu beschreiben und Ihre für sie so fremde deutsche Kultur zu dokumentieren? Wären Sie dazu bereit, diese Papuas nicht nur als neue, wenn auch nur vorübergehende Nachbarn zu akzeptieren, sondern ihnen auch Einblick in Ihren Alltag zu gewähren, ihnen Fragen zu beantworten, ihnen zu helfen, Deutsch zu lernen, ihnen etwas über sich und Ihre Familie zu erzählen, ihnen Märchen und Geschichten zu erzählen, ihnen zu gestatten, bei Gesprächen mit Freunden, Freundinnen und Bekannten dabei zu sein und ihnen zu erlauben, das alles auch noch auf Tonband und mit Videokameras zu dokumentieren?¹

Dieses Gedankenexperiment (vgl. Senft 2009) scheint Ihnen vielleicht allzu exotisch, aber Sprachwissenschaftler/innen und Völkerkundler/innen, die die noch immer nicht beschriebenen Sprachen und Kulturen auf der Welt untersuchen möchten, sehen sich beim Erstkontakt mit der von ihnen ausgesuchten und aufgesuchten Sprachgemeinschaft genau mit dieser Situation konfrontiert. Das gilt aber nicht nur für diesen speziellen Kreis von Forschenden, sondern – wie in diesem Beitrag gezeigt wird – auch für Wissenschaftler/innen, die gruppenspezifische Sprachvarietäten innerhalb ihrer eigenen Muttersprache erforschen wollen. Aber zunächst einmal zurück zu den gerade erwähnten anthropologisch-linguistischen Feldforschern und -forscherinnen.² Sie sind in aller Regel zuerst einmal für die Sprach- und Kulturgemeinschaften, die ihnen Gastfreundschaft gewähren, mehr oder minder seltsame Fremde, die zwar manchmal stören und sich auch einmal

1 Vgl. dazu auch Matthes 2005.

2 Ich unterscheide nicht zwischen anthropologischer Linguistik, linguistischer Anthropologie und Ethnolinguistik.

daneben benehmen, aber ansonsten in aller Regel als Leute mit Interesse an den Gastgeberinnen und Gastgebern gelten können (vgl. Senft 1995).³ Im Verlauf ihrer Feldforschung müssen sich die Forscher/innen in die gastgebende Gemeinschaft eingliedern. Sie werden zwar immer den Status von „professional strangers“ (Agar 1996) behalten, aber ihre Bemühungen sich einzugliedern schaffen die Voraussetzung dafür, sich mit ihren Gastgebern und Gastgeberinnen immer vertrauter zu machen und immer mehr von ihnen und über sie zu erfahren. Man kann keine Feldforschung durchführen, ohne von der zu untersuchenden Gemeinschaft akzeptiert zu werden. Deshalb müssen Feldforscher/innen zunächst aufmerksam beobachten, wie sich die von ihnen zu untersuchenden Menschen verhalten, welche Regeln ihr Miteinander bestimmen und was sie als Gemeinschaft auszeichnet. Nur so können sie sich in der zu untersuchenden Gruppe etablieren. Dass man dabei auch die Sprache dieser Gruppe lernen muss, ist für das Verständnis einer unbekanntes Kultur- und Sprachgemeinschaft unabdingbar. Man kann eine zu untersuchende Ethnie nur dann adäquat beschreiben, wenn man auch ihre Sprache spricht. Mit dem Interesse an ihrer Sprache zeigt man den Mitgliedern der zu untersuchenden Gruppe, dass man sie nicht nur als nützliche ‚Material-Lieferanten‘ für die Forschung betrachtet, sondern dass man ihnen mehr als nur ein wissenschaftliches Interesse entgegenbringt. Dieses ‚Mehr‘ an Interesse trägt entscheidend zum Gelingen einer Untersuchung bei. Feldforscher/innen und ihre Forschungsprojekte sind völlig abhängig von dem guten Willen ihrer Gewährsleute und deren Bereitschaft zur Mitarbeit bei den geplanten Projekten. William Labov hat sich in seinem Aufsatz „Some principles of linguistic methodology“ sehr klar zu diesem Punkt aus der Perspektive des (Sozio-)Linguisten geäußert:

„A field worker who stays outside his subject, and deals with it as a mere excuse for eliciting language, will get very little for his pains. Almost any question can be answered with no more information than was contained in it. When the speaker does give more, it is a gift, drawn from some general fund of good will that is held in trust by himself and the field worker. A deep knowledge implies a deep interest, and in payment for the interest the speaker may give more than anyone has a right to expect. Thus the field worker who can tap the full linguistic competence of his subjects must acquire a detailed understanding of what he is asking about, as well as a broad knowledge of the general forms of human behavior“ (Labov 1972a: 114f.).

Dies gilt generell für alle Feldforscher/innen. Am augenfälligsten wird das aber sicherlich am Beispiel von anthropologisch-linguistischen Forschenden,

3 Die folgenden Ausführungen basieren auf Senft (2008a: 105).

die für das Gelingen ihrer Projekte zuerst das Problem ‚Sprache‘ lösen müssen. Sie müssen zunächst einmal die ihnen in aller Regel fremde Sprache der zu untersuchenden Gruppe lernen.

Im Folgenden illustriere ich die Notwendigkeit unterschiedlicher Formen von Spracherwerb anhand von eigenen Feldforschungen in einer Fabrik in Deutschland und in einem Dorf auf den Trobriand-Inseln in Papua-Neuguinea. Im ersten Fall illustriere ich, dass auch bei bestimmten Forschungen in der eigenen Muttersprache Spracherwerbsprozesse erforderlich sind und eine entscheidende Rolle für eine verlässliche Erhebung von so natürlich wie möglichen Sprachdaten sind. Im zweiten Fall wird beschrieben, wie man sich einer bisher noch nicht beschriebenen Sprache annähert, welche Probleme man beim Spracherwerb überwinden muss und wie der Spracherwerb verläuft, bis man sich gut verständigen kann.

Danach gehe ich darauf ein, wie man vermeiden kann, dass mit wachsender Vertrautheit mit der Sprache die notwendige Sensibilität im Umgang mit den Daten nachlässt. Im Anschluss daran zeige ich, welchen Nutzen man für seine Projekte aufgrund des Beherrschens der lokalen Sprache ziehen kann. Eine solche ‚Kosten-Nutzen-Rechnung‘ macht deutlich, wie viel mehr an Informationen man von seinen Gewährsleuten erhalten kann, wenn man mit ihnen sprachlich und kulturell adäquat interagieren kann – und das gilt sowohl für Forschungen auf einer Insel in der Südsee als auch für die Untersuchungen in einer deutschen Fabrik. Nach einer kurzen Zusammenfassung der vorgelegten Argumente zeige ich am Beispiel eines Projekts zur Entwicklung intuitiven physikalischen Denkens und am Beispiel von geographischen Untersuchungen zum Thema „Landschaft in der Sprache“, dass der Erwerb einer fremden oder nicht vertrauten Sprache nicht nur für die soziolinguistische und anthropologisch-linguistische Feldforschung, sondern für viele andere Formen von Feldforschungen zumindest in den Sozial- und Geisteswissenschaften von entscheidender Bedeutung für die erfolgreiche Durchführung solcher Projekte ist.

2. Spracherwerb als Voraussetzung für erfolgreiche Feldforschung

Schon von Anfang an spielt bei der Interaktion mit Gewährsleuten eine gemeinsame Sprache eine entscheidende Rolle. Das betrifft sowohl Untersuchungen in der eigenen Sprachgemeinschaft, bei der man sich zum Beispiel eine bestimmte sprachliche Varietät (Fachsprache, Soziolekt, soziale Stilis-tiken etc.) aneignen muss, um sich kompetent mit seinen Gewährsleuten unterhalten zu können, als auch ganz besonders Untersuchungen in Sprachen und Kulturen, die Forschern und Forscherinnen fremd sind.

2.1 Spracherwerb in einer Nähmaschinenfabrik in Deutschland

Dass ich im Kontext dieses Abschnitts von ‚Spracherwerb‘ rede, mag manche Leser/innen verwundern. Aber auch der Ethnologe Hans Fischer hat vor einigen Jahren darauf hingewiesen, „dass das Erlernen der Sprache und die Arbeit in der Sprache der Untersuchten nicht nur für [die] Extremsituation eines Erstkontaktes gilt“, sondern „dass der Zugang in und über die Sprache selbst bei Untersuchungen in der eigenen Gesellschaft notwendig ist“ (Fischer 2000: 8). Fischer zitiert dann James Spradley (1979: 17f.):

„[...] as ethnographers have increasingly undertaken research in our society, the necessity of studying the native language is frequently ignored. In part, this neglect occurs because informants *appear* to use a language identical to that spoken by the ethnographer. But such is not the case; *semantic* differences exist and they have a profound influence on ethnographic research.“

Es ist in der Tat unbedingt nötig, auch bei Untersuchungen von Sprechergruppen aus der eigenen Kultur etwas von deren Alltags hintergrund zu wissen, um nicht nur die unterschiedlichen Wortbedeutungen, sondern auch die Unterschiede in der Art und Weise des aktuellen Sprachgebrauchs in der verbalen Interaktion einzelner Sprechergruppen zu erkennen. Das habe ich selbst im Rahmen meiner Feldforschung in einer Nähmaschinenfabrik erfahren.

Ziel dieser Untersuchung war, die Sprache Kaiserslauterer Arbeiter/innen, ihr Sprachverhalten und ihre Spracheinstellungen zu beschreiben (Senft 1982). Wenn man die Alltagssprache von Arbeitern und Arbeiterinnen (oder von anderen Zielgruppen) erforschen will, dann muss man zunächst einmal in Kontakt mit Repräsentanten und Repräsentantinnen dieser Sprechergruppe kommen und etwas über ihren Alltag und über Formen ihres Sprachgebrauchs wissen. Außerdem muss man mit dem spezifischen Wortschatz, dem Fachjargon, der ‚Insider‘-Sprache der Gruppe vertraut sein, um mit seinen zukünftigen Gewährsleuten adäquat kommunizieren zu können. Dazu gehört, dass man zum Beispiel einen Satz wie „Das Werkstück musst du vor dem Schlichten erst schrappen, sonst kommst du nie auf das Nennmaß“ ohne Probleme versteht, und dass man weiß, ob, wann, wie und über was man sich mit seinen Kollegen und Kolleginnen unterhalten kann. Dieses Wissen ist nur im Rahmen einer Feldforschung zu erwerben (vgl. Senft 2002: 208). 1977 arbeitete ich zwei Monate als Ferienarbeiter in einer Nähmaschinenfabrik. Als Student war ich natürlich nicht vertraut mit der Arbeitssituation in einer Fabrik, aber gerade dieses Nicht-Vertrautsein mit einem zu untersuchenden Feld ermöglichte mir als teilnehmendem Beobachter Kontakte aufzunehmen und Fragen zu stellen, die sich aus dem unterschied-

lichen Hintergrund von Beobachteten und mir als Beobachter ergaben. Durch den gegenseitigen Austausch von Informationen über verschiedene gesellschaftliche Bereiche wie Universität und Fabrik entstand allmählich zwischen den Beobachteten und mir Vertrauen. Entscheidend für mein Akzeptiert-Werden in der Abteilung war aber, wie ich als Student an meinem Arbeitsplatz zurechtkam. Wie mir später gesagt wurde, geht es den Arbeitern und Arbeiterinnen bei Neuen darum, ob sie arbeiten können. Wenn man sich mit guter Arbeit legitimiert, kann man damit rechnen, in die Gemeinschaft der Arbeiter/innen integriert zu werden. Dass ich in den ersten Tagen meiner Feldforschung mehr Zeit auf meine Rolle als Arbeiter als auf meine teilnehmende Beobachtung verwandt habe, hat sehr zum Erreichen meiner Ziele beigetragen. Einmal anerkannt als fleißiger Arbeiter wurde es mir leicht nachgesehen, wenn ich ab und zu meine Maschine verließ, um mit Leuten zu reden oder kurze Beobachtungen in Bereichen der Abteilung zu machen, die ich nicht einsehen konnte (vgl. Senft 2002: 210).

Aufgrund meiner sechs Wochen dauernden Feldforschung konnte ich nicht nur einen Interviewleitfaden für ‚gelenkte Gespräche‘ zusammenstellen⁴, sondern ich fand auch ohne Probleme Arbeitskolleginnen und -kollegen, die bereit waren, bei sich zu Hause mit mir ein Gespräch zu führen, das ich auf Tonband aufnehmen und für meine Dissertation verwerten konnte.

In diesen Gesprächen wollte ich Sprachdaten erheben, die das natürliche Sprachverhalten der zu untersuchenden Sprecher/innen dokumentieren sollten. Dabei sehen wir Linguisten und Linguistinnen uns mit einem Beobachter-Paradox (Labov 1972b: 209) konfrontiert, denn um die Daten zu erhalten, die für uns am wichtigsten sind, müssten wir beobachten, wie Leute sprechen, wenn sie nicht beobachtet werden. Dieses Paradox war zu überwinden.⁵

Einem natürlichen Gespräch am nächsten kommt das sogenannte Tiefeninterview. Dabei liegt „ein festes Frageschema vor (Leitfaden), aber die Fragen sind nicht standardisiert: ihre Reihenfolge und Formulierung werden vom Interviewer bestimmt, der auch Zusatzfragen stellen kann“ (Mayntz et al. 1972: 104). Dabei kann der Interviewer bzw. die Interviewerin durch geschickte Gesprächsführung erreichen, dass während der Interviews mit verschiedenen Informanten und Informantinnen auf alle Themen des Leitfadens eingegangen wird, damit die so erhobenen Daten als vergleichbar gelten können.

Nach der teilnehmenden Beobachtung musste ich also einen Interview-

4 Es handelt sich dabei um Tiefeninterviews (vgl. Bernsdorf 1972: 401; Mayntz/Holm/Hübner 1972: 104). Zu meiner teilnehmenden Beobachtung insgesamt vgl. Senft 1982: 11–70.

5 Die folgenden Ausführungen basieren auf Senft 1982: 61–70; vgl. auch Senft 2002: 221–224.

leitfaden erstellen, der aufgrund meiner Erfahrungen dazu beitragen sollte, in den Interviews möglichst natürliche Sprachdaten zu erheben.

Der Einstieg zum Gespräch war dadurch vorgegeben, dass ich bei der Suche nach interviewbereiten Arbeitern und Arbeiterinnen mein Anliegen damit begründet hatte, dass ich eine Dissertation über die „Kommunikationssituation am Arbeitsplatz“ schreiben wollte. Bei diesem ersten Teil des Leitfadens fasste ich die Gesprächsthemen, die den Arbeitsplatz und die Interaktion mit Kollegen und Kolleginnen betrafen und die zum Tagesverlauf eines Akkordarbeiters bzw. einer Akkordarbeiterin gemachten Beobachtungen zusammen. Dann folgte ein Frageschwerpunkt zur Arbeitssituation, der die während der teilnehmenden Beobachtung gewonnenen Erkenntnisse über am Arbeitsplatz besprochenen Themen wie zum Beispiel Probleme, Ärger/Streit, Unfall, ausländische Arbeiter, Betriebsklima etc. aufgriff.

Ich konnte feststellen, dass Arbeiter/innen gerne über sich und über Privates redeten. Deshalb sollte ein Themenbereich Fragen zur Person umfassen. Dazu gehörten Fragen nach dem beruflichen Werdegang, nach Berufskrankheiten, nach Arbeit und Familie etc. Da persönliche Fragen ein gewisses Vertrauensverhältnis zwischen Gesprächspartnern bzw. -partnerinnen voraussetzen, wollte ich diesen Themenkreis erst im dritten Viertel des Interviews ansprechen. Zum Schluss stellte ich aus Eigeninteresse Fragen zum Sprachverhalten und zur Spracheinstellung und thematisierte den Verlauf des Interviews, um so eine Rückkoppelung von Informant/in zu Interviewer zu erhalten, die Hinweise zum methodischen Vorgehen geben konnte. Zum Gelingen dieser Tiefeninterviews war entscheidend, dass ich und meine Gewährsleute dabei nicht nur denselben Dialekt, sondern auch die gemeinsame Fachsprache vor einem gemeinsamen Erfahrungshintergrund gesprochen hatten.

Dass es mir gelungen war, das Beobachter-Paradox in einem hohen Maß zu überwinden, zeigt die folgende (ins Hochdeutsche übertragene) Aussage meines (anonymisierten) Informanten KL-15:

G.S.: Hat Sie eigentlich jetzt bei dem, bei dem Interview bisher das Tonband und das Inter ... und, und, und die Mikros belastet?

KL-15: Überhaupt nicht. Wissen Sie, Sie haben zu mir gesagt, wie ich, wie Sie reingekommen sind, wir, wir, wir unterhalten uns. Und da habe ich gedacht, eh, warum sollten wir uns eigentlich nicht unterhalten? Eh, es macht mir, ich kenne Sie ja nicht, und, eh, es hat mir Spaß gemacht. Es hat mir wirklich Spaß gemacht.

G.S.: Ja finden Sie das, einfach weil eine Unterhaltung war und nicht so eine Abfragerei, wie man sich sonst so ein Interview vorstellt oder was?

KL-15: Ich bin nicht abgefragt worden. Wissen Sie, es gibt manchmal einen Zeitpunkt, wo man sich gern mit jemand unterhalten täte über seine Probleme. Und man findet nicht immer den Richtigen, nicht, wo einem zuhört. Und da waren Sie gerade einmal der richtige Mann.

2.2 Zum Spracherwerb des Kilivila: Methoden, Probleme und Verlauf

Kurz vor Abschluss meiner Dissertation wurde mir das Angebot gemacht, Feldforschung auf den Trobriand-Inseln in Papua-Neuguinea zum Thema „rituelle Kommunikation“ zu machen. In der Vorbereitungsphase für dieses Projekt wurde mir schnell klar, dass das Kilivila, die Sprache der Trobriander/innen, nicht beschrieben war. Die wenigen Informationen, die ich in der Literatur zum Kilivila finden konnte, waren zum größten Teil fehlerhaft oder sogar völlig falsch (vgl. Senft 1991: 27, 46). Die einzige Ausnahme waren die wenigen Anmerkungen Malinowskis zum Kilivila (vgl. Malinowski 1920).

Wenn ich verlässliche Daten zu einem so komplexen Thema wie „rituelle Kommunikation“ erheben wollte, dann musste ich mir natürlich nicht nur einen guten Einblick in die Grammatik und in die Lexik des Kilivila verschaffen, sondern ich musste diese Sprache auch in sprachpragmatischer Hinsicht erlernen, um zu wissen, wie die Sprecher/innen des Kilivila ihre Sprache in spezifischen verbalen Interaktionsformen benutzen. Um zum Beispiel verstehen zu können, warum ich morgens beim Gang zur Badegrotte im Busch mit der Frage „Wohin?“ und nicht mit einem ebenso möglichen „Guten Morgen“ begrüßt wurde, musste ich mit den Trobriandern und Trobrianderinnen darüber reden können – und zwar in ihrer eigenen Sprache (vgl. 2.3).

Wie schnell man eine fremde Sprache lernen kann, hängt natürlich von einem selbst, von der Sprache, von der Feldsituation und von dem Feldtyp ab. Wie schon an anderer Stelle ausgeführt,⁶ ist es dabei entscheidend, ob bereits Materialien über die zu erlernende Sprache oder zu anderen mit ihr verwandten Sprachen vorliegen, ob in der Sprachgemeinschaft eine allgemeine Verkehrssprache, eine *Lingua franca* (wie zum Beispiel das Tok Pisin, das melanesische Pidgin in Papua-Neuguinea) gesprochen und akzeptiert wird und v.a., ob sich in der zu untersuchenden Sprachgemeinschaft Leute finden, die ein Interesse daran haben, den Feldforschern bzw. Feldforscherinnen ihre Sprache zu vermitteln.⁷

Ich selbst habe zu Anfang meiner Feldforschung auf den Trobriand-Inseln die Kilivila-Fragewörter für „wer, was, wo“, die Frage „Was ist das?“ und die Übersetzung des Satzes „Ich möchte Kilivila lernen“ auf der Insel Kiriwina von dem Missionar Bill Cunningham erhalten. Damit habe ich vom ersten Tag meiner Feldforschung in dem Dorf Tauwema auf der Insel Kaile'una Daten zum Kilivila erhoben. Während der ersten beiden Wochen in Tauwema konnte ich täglich etwa eine halbe Stunde mit Uveaka arbeiten,

6 Die folgenden Ausführungen basieren auf Senft 2008a: 107 ff.

7 Interessante Zusammenstellungen von Aussagen einzelner Feldforscher/innen über ihre jeweilige Sprachkompetenz geben Fischer 2000: 5–12, Franklin 1992 und Werner 1994: 79–86; vgl. auch Firth 1957: 6, Powdermaker 1966: 66 und Malinowski 1935: xi.

der über gute Englischkenntnisse verfügte. Er verließ aber dann das Dorf, um auf einem Schiff zu arbeiten. Danach arbeitete ich mit verschiedenen Gewährsleuten, v. a. aber mit Nusai, dem Schwiegersohn des Chiefs Kilagola, mit Nusais Sohn Pulia und mit Kilagolas Bruder Weyei. Pulia besuchte die Schule im Nachbardorf und lernte dort auch Englisch. Nach vier Monaten konnte ich eine erste Basisgrammatik schreiben. Nach etwa acht Monaten war es mir möglich, Unterhaltungen zu folgen und Alltagsgespräche zu führen. Nach 14 Monaten konnte ich Kilivila so gut sprechen, dass nicht nur meine Lehrer mit mir zufrieden waren.

Eine starke Motivation zum Erlernen der Sprache ergab sich aus Situationen, in denen mir meine Unfähigkeit zu kommunizieren deutlich bewusst wurde. So war es mir zum Beispiel ausgesprochen unangenehm, abends beim Schein meiner Lampe mit einer Reihe von sich allmählich einfindenden Gästen in meinem Haus zu sitzen und festzustellen, dass ich nach einigen wenigen Einwort-Äußerungen nur noch ab und an freundlich in die Runde lächeln konnte und mich ansonsten hinter einem Roman ‚verstecken‘ musste. Auch die Tatsache, dass ich beim Gang über den Dorfplatz von einer Horde von Kindern verfolgt wurde, die unter lautem Gelächter ein Lied sang, von dem ich nur die lokale Variante meines Namens verstand, motivierte mich stark zum Spracherwerb. Die vielleicht wichtigste Motivation zum Lernen des Kilivila ergab sich für mich aus meinem Verhältnis mit meinen Lehrern, die sich dazu bereit erklärt hatten, mir das Kilivila beizubringen. Mir war klar, dass mein potentielles Scheitern beim Erlernen des Kilivila zurückwirken würde auf meine Lehrer – und dass ich dafür die volle Verantwortung tragen müsste.

Wie erlernt man nun aber eine fremde Sprache? Wenn es schon eine Grammatik und ein Wörterbuch der Sprache der zu untersuchenden Ethnie gibt, dann sollte man bereits in der Vorbereitungsphase der Feldforschung damit beginnen, auf der Basis dieser linguistischen Beschreibungen die Sprache zu lernen. Wenn man weiß, dass die Sprecher/innen der zu erforschenden Ethnie eine Verkehrssprache, wie zum Beispiel das oben schon erwähnte Tok Pisin, sprechen und damit auch akzeptieren, dann ist es sinnvoll, eine solche Sprache ebenfalls vor dem Feldaufenthalt zu lernen – denn dann kann man am Anfang der Feldforschung über diese Verkehrssprache mit Gewährsleuten arbeiten. In jedem Falle aber sollte es das Ziel von Feldforschern und Feldforscherinnen sein, im Feld die Sprache der zu untersuchenden Ethnie so zu lernen, dass sie diese Sprache verstehen und auch in dieser Sprache mit ihren Gewährsleuten kommunizieren und arbeiten können.

Deshalb habe ich gleich zu Beginn meiner Feldforschung damit begonnen, Sprachdaten aufzunehmen. Dabei war es mir v. a. wichtig, zunächst Fragen stellen zu können. Je schneller man Fragen wie „Wer ist das?“, „Wie heißt du/er/sie?“, „Was ist das?“, „Wo ist das?“ stellen kann, desto schneller kann man sich ein erstes Wortverzeichnis anlegen. Ich habe solche Fragen

zum einen ganz einfach in der alltäglichen Umgebung an die Trobriander/innen gestellt, zum anderen habe ich mithilfe eines Bildwörterbuches (Pheby/Scholze 1979) recht schnell und effizient Bezeichnungen für dort abgebildete Dinge erfragen können. Dass ich dabei natürlich auch manche Fehler gemacht habe, die ich erst später erkennen und korrigieren konnte, versteht sich von selbst (vgl. Senft 1995). Die meisten dieser Fehler ergaben sich dadurch, dass ich Wortgrenzen und Wortbedeutungen nicht richtig erkannte. Hierzu das folgende Beispiel:⁸ Im Busch sah ich ein schönes Spinnen-Netz und fragte einen meiner Begleiter „Avaka beya?“ – „Was ist das?“ – und notierte mir seine Antwort „kapali labwala“. Ich wusste bereits, dass „kapali“ „Spinne“ heißt, aber ich nahm fälschlicherweise an, dass „labwala“ auch ein Substantiv war und übersetzte es mit „Netz“. Erst nachdem ich es geschafft hatte, die Paradigmen der unterschiedlichen Possessivpronomen zu erheben, wurde mir klar, dass „la“ und die Variante „ala“ Formen für die dritte Person des Possessivpronomens sind, das einen sehr persönlichen Grad von Besitz anzeigt, und dass „bwala“ ein Substantiv ist, das „Haus“ bedeutet. Die Nominalphrase „kapali la bwala“ ist also zu übersetzen als „der Spinne ihr Haus“ oder freier „das Haus der Spinne“.

Ich hatte mir vorgenommen, jeden Tag zehn neue Wörter des Kilivila zu lernen. Daran habe ich mich bis zum Ende meines Feldaufenthalts 1983 gehalten; dadurch hat sich mein Kilivila-Lexikon schnell aufgebaut und es fiel mir immer leichter, mich an alltäglichen Gesprächen zu beteiligen. Sehr nützlich war es auch, dass ich auch schon ganz zu Anfang meiner Feldforschung versucht habe, Sprachdaten der unterschiedlichsten Art mit dem Tonband aufzunehmen, um mich mit Hilfe dieser Aufnahmen langsam in das Kilivila einzuhören und um mich in der Umschrift von Teilen dieser Daten in das Internationale Phonetische Alphabet (IPA) zu üben.⁹ Das Kilivila war ja zu Beginn meiner Feldforschung eine noch unbeschriebene Sprache – und ich musste aufbauend auf meinen IPA-Transkriptionen und vor dem Hintergrund meiner phonetisch/phonologischen Analysen erst eine Orthographie für das Kilivila erstellen (Senft 1986: 14ff.). Bei der ersten Arbeit mit Daten stellte ich Hypothesen über Wortgrenzen auf, die ich dann häufig mit den in der oben angeführten Art erstellten Wortlisten falsifizieren oder verifizieren konnte. Beim Abhören der Tonbänder ergaben sich auch gute Kontakte mit den Leuten von Tauwema. Meine Gewährsleute waren selbst stark daran interessiert, mir ihre Sprache und ihre Kultur nahezubringen. Ziel der gemeinsamen Arbeit mit den Gewährsleuten ist es, saubere und korrekte Daten über Sprache und Kultur der untersuchten Ethnie zu erhalten. Je besser man die Sprache spricht, desto leichter kann man ein immer repräsentativer werdendes Corpus von Daten erstellen. Dieses Daten corpus bildet dann auch gemeinsam mit in speziellen Interviews erhobenen

⁸ Dieses Beispiel habe ich auch an anderer Stelle ausgeführt (Senft 2010a: 117).

⁹ Vgl. dazu Senft 2008a: 111 sowie die IPA-Website: <http://www.langsci.ucl.ac.uk/ipa/>.

Daten die Basis für die Arbeit an der Grammatik und am Wörterbuch der erlernten Sprache. Bei der Erstellung des Sprachdatencorpus sollte man sich so weit wie möglich an der folgenden Maxime Malinowskis (1922: 24f.) ausrichten: „A collection of ethnographic statements, characteristic narratives, typical utterances, items of folklore and magical formulae has to be given as a *corpus inscriptionum*, as documents of native mentality.“

Das bedeutet, dass man so viele unterschiedliche Textsorten wie möglich dokumentieren und für die Analyse aufbereiten sollte. Das konnte ich natürlich nur mit Hilfe von mehreren Gewährsleuten tun. Die erhobenen Daten sollten immer das natürliche Sprachverhalten der jeweiligen Sprecher/innen dokumentieren (vgl. Senft 2010b). Auch hier ermöglichte mir die Vertrautheit mit der Sprache und das Vertrautsein mit den Angehörigen der Sprachgemeinschaft das schon in Abschnitt 2.1. angeführte Beobachter-Paradox (Labov 1972b: 209) so weit wie möglich zu überwinden.

Beim Transkribieren und Aufbereiten der Daten im Feld sollte man immer mit mehreren Gewährsleuten zusammenarbeiten. Das minimiert zum einen die Gefahr, dass man Dinge in die Daten hineinhört, die gar nicht existieren – damit werden die Transkriptionen wirklich verlässlich. Zum anderen erhöht das Arbeiten an den Texten mit mehreren Gewährsleuten auch bei erfahrenen Forschern und Forscherinnen die notwendige Sensibilität im Umgang mit ihren Daten – und das wiederum garantiert, dass die im Feld ebenfalls mit den Gewährsleuten erarbeiteten und diskutierten Glossen eine solide Basis für die freie(re) Übersetzung der Sprachdaten bieten.

Im Folgenden möchte ich zu dem Aufwand, den ich betrieben habe, um Kilivila zu lernen, eine ‚Kosten-Nutzen Rechnung‘ aufmachen.

2.3 Kosten-Nutzen-Rechnung an Projektbeispielen

Das Erlernen und Beherrschen des Kilivila war für meine Forschungen von entscheidendem Nutzen. So war es zunächst einmal nötig, mit den Trobriandern und Trobrianderinnen über Dinge reden zu können, die ich in ihrem Verhalten mir gegenüber nicht verstehen konnte. Ein solches Verhalten betraf wie schon erwähnt z.B. die Art und Weise, wie ich morgens begrüßt wurde (Senft 2010a: 118):

Nach dem Aufstehen nahm ich mein Handtuch und meinen Kulturbeutel und ging zur Süßwassergrotte im Busch in der Nähe von Tauwema, um mich dort zu waschen. Obwohl alle Leute in Tauwema nach ein paar Tagen wussten, dass das zu meinen morgendlichen Routinen gehörte, wurde ich von jedem, dem ich im Dorf oder auf dem Weg zur Grotte begegnete, gefragt: „Ambe?“ – „Wohin?“ Zuerst reagierte ich darauf mit einem Lächeln und nannte den Namen der Grotte: „Bugei“. Aber nachdem ich schon etwas Kilivila gelernt hatte, reagierte ich auf diese Frage etwas ungehalten und wedelte den Leuten, die mir diese für mich dumme Frage gestellt hatten, mit meinem

Handtuch entgegen oder antwortete ihnen „Bala Bugei – makala yumyam“ – „Ich gehe zur Bugei – wie immer.“ Nach einigen Tagen kam mein Sprachlehrer Weyei zu mir und sagte mir, ich sollte diese Frage immer so genau und wahrhaftig wie möglich beantworten. Ich tat das dann mit fortschreitendem Sprachvermögen und beantwortete dann die Frage „Ambe?“ in der für die Trobriander/innen angemessenen Art und Weise zum Beispiel folgendermaßen: „Bala bakakaya baka`ita basisu bapaisewa“ – „Ich werde gehen, ich werde baden, ich werde zurückkommen, ich werde (im Dorf) bleiben, ich werde arbeiten.“ Weyei machte mir klar, dass diese Frage eine Grußformel war. Wenn man sich auf den Trobriand-Inseln trifft und sich zeigen will, dass man sich nicht gleichgültig ist, werden nicht die unseren Grüßen gleichenden Formeln wie „Guten Morgen!“ – „Bwena kaukau!“ – benutzt (die gibt es eben auch), sondern man fragt sich „Wohin des Wegs?“ Diese Frage wird immer wahrheitsgemäß beantwortet – und zwar aus dem folgenden Grund: Die meisten Pfade auf den Trobriand-Inseln sind schmale Trampelpfade, die zumeist über scharfe Korallensteine oder durch Kokospalmen-Plantagen führen. Auf diesen Pfaden kann man sich leicht am Fuß oder am Bein verletzen, und es ist auch schon vorgekommen, dass Leute von herabfallenden Kokosnüssen verletzt wurden. Die aufrichtige Beantwortung der Frage „Wohin des Wegs?“ vermittelt so Gegrüßten Sicherheit auf ihren Wegen bis hin zu ihrem Ziel. Sollten sie nach einer Weile nicht an dem von ihnen angegebenen Zielort eintreffen, dann wird nach ihnen gesucht. Ein solcher Gruß zeigt auch, dass die Dorfgemeinschaft bereit ist, sich um die Gegrüßten zu kümmern. Unterbleibt dieser Gruß, dann weiß man, dass man sich offensichtlich etwas hat zuschulden kommen lassen – und man sollte sich dann möglichst schnell darum bemühen, die Gunst der Dorfgemeinschaft zurückzugewinnen. Meine ersten Reaktionen auf diesen Gruß waren also völlig inadäquat, weil ich nicht verstanden hatte, dass die mich Grüßenden mir verständlich machen wollten, dass sie bereit waren, mich in ihre Gemeinschaft zu integrieren.

Während meiner Untersuchungen zum Raumverweis im Kilivila führte ich mit meinen Gewährsleuten eine Reihe von Experimenten durch, in denen sie bestimmte räumliche Probleme verbal und auch nonverbal lösen mussten (vgl. Senft: 2001). Diesen Experimenten standen meine Gewährsleute zunächst etwas skeptisch gegenüber, v.a. aus Angst, sich mit Fehlern vor den anderen Leuten von Tauwema und vor mir zu blamieren. Ich reagierte auf diese Unsicherheit damit, dass ich ihnen versprach, ihnen am Ende meiner Datenerhebungen zu diesem Thema genau zu erklären, warum ich mit ihnen diese Experimente durchgeführt habe und warum sie gerade bei den Experimenten, die nicht-sprachliche räumliche Problemlösungen erforderlich machten, überhaupt keine Fehler machen konnten. Nach diesem Versprechen hatte ich keine Probleme mehr mit skeptischen Gewährsleuten, im Gegenteil, die Leute von Tauwema hatten bei vielen dieser spielerischen Experimente ihr gerüttelt Maß an Spaß. Nachdem ich meine Daten erhoben hatte, erklärte ich meinen Gewährsleuten den Sinn und die Ziele der einzelnen Experimente.

Das wurde mit dem Satz „Yokwami dimdim sena tokabitam“ – „Ihr Weißen (seid) sehr klug“ kommentiert und damit war der Weg frei für viele weitere solcher Experimente, die ich in anderen Domänen durchgeführt habe.

Im Verlauf meiner Arbeit wurde mir früh klar, dass die Trobriander/innen über ein großes Inventar an metalinguistischen Ausdrücken verfügen, mit denen sie nicht nur dialektale, sondern auch andere Varietäten benennen, die in unterschiedlichen Situationen und mit unterschiedlichen Sprecherintuitionen gesprochen werden. Diesen Sprachregistern werden auch ganz spezielle Textsorten oder Genres zugeordnet, die ebenfalls benannt werden und als konstitutiv für zwei allgemeine und sechs spezielle Varietäten verstanden werden. Aufgrund dieses Wissens konnte ich 2010 eine Monographie vorlegen, in der ich 28 Jahre nach meiner ersten Feldforschung auf den Trobriand-Inseln Malinowskis (1922: 24f.) oben schon angeführter Forderung nach einem „*corpus inscriptionum Kiriwiniensium*“ nachkomme (Senft 2010b). Ich hoffe, dass ich mit meiner Dokumentation der trobriandischen Sprache und Kultur meinen Gewährsleuten meine tiefe Dankbarkeit für ihre jahrelange Gastfreundschaft und ihre unermüdliche Hilfsbereitschaft und Kooperation bei der Realisierung meiner Projekte bisher adäquat ausdrücken kann.

Ich möchte am Ende dieses Abschnitts noch einmal betonen, dass mir meine bisherige Dokumentation der trobriandischen Sprache und Kultur eine völlig fremde und äußerst faszinierende Welt, einen anderen Zugang zum Leben und andere Denkweisen erschlossen hat und dass das nur deshalb möglich war, weil ich Kilivila gelernt habe und es seit 1983 sprechen kann.¹⁰ Der dafür notwendige Arbeitsaufwand – die Kosten dieses Spracherwerbs – werden vor dem Hintergrund des Nutzens – sowohl für die Dokumentation der trobriandischen Sprache und Kultur als auch für mich ganz persönlich – absolut marginal.

3. Allgemeine Schlussfolgerungen und ihre Relevanz für die Forschung in anderen Disziplinen

Vor dem Hintergrund meiner Feldforschungen sowohl in meinem muttersprachlichen Bereich als auch im Kilivila, in der Sprache der Trobriander/innen, habe ich in diesem Beitrag betont, dass sowohl die Bereitschaft zum Erlernen von gruppenspezifischen Sprachformen und Regeln des Sprachgebrauchs als auch das Erlernen einer Fremdsprache mit ihren kulturspezifischen Formen des Sprachgebrauchs unabdingbare Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung dieser Feldforschungen waren (bzw. immer noch sind). Nur so konnte ich verlässliche und soweit wie möglich natürliche

10 Dass Sprachlernprozesse letztlich nie abgeschlossen sind, versteht sich von selbst.

Sprachdaten in diesen beiden Sprachgemeinschaften erheben. Dass es dabei natürlich graduelle Unterschiede im Hinblick auf den für den Spracherwerb notwendigen Aufwand gegeben hat, versteht sich von selbst, aber letztendlich möchte ich doch festhalten: Trobriand ist überall!

Feldforschung wirkt immer auf alle Beteiligten. Der Wille zum Lernen der lokalen Sprache und das Bemühen, diese Sprache auch zu sprechen, erleichtert es allen Forschern und Forscherinnen, sich in ihrem Feld zu etablieren. Mit stetig wachsenden Sprachkenntnissen können sie sich Wissen erschließen, das für sie sonst nicht – oder zumindest nicht so einfach – zugänglich wäre. Wenn es eines der Hauptziele sozial- und geisteswissenschaftlicher Forschung ist, Bedeutung zu verstehen, dann ist es offensichtlich, dass der Königsweg zu diesem Ziel nur über Sprache, über Kommunikation, über sprachliche Interaktion führen kann.

Ich will zum Schluss meines Beitrags noch am Beispiel von einem Projekt zur Entwicklung intuitiven physikalischen Denkens und von geographischen Untersuchungen zum Thema „Landschaft in der Sprache“ zeigen, dass der Erwerb einer nicht vertrauten oder gar fremden Sprache nicht nur für die linguistische und die anthropologisch-linguistische Feldforschung, sondern für viele andere Formen von Feldforschungen zumindest in den Sozial- und Geisteswissenschaften von entscheidender Bedeutung für die erfolgreiche Durchführung solcher Projekte ist.

In ihrer 2006 publizierten Dissertation „Die Entwicklung intuitiven physikalischen Denkens im Kulturvergleich“ geht Katja Bödeker der Frage nach, ob intuitive Konzepte von „Bewegung, Kraft, Leben“ und „Gewicht“ möglicherweise universell sind oder ob ihre „Entwicklung kulturspezifischen Einflüssen“ unterliegt, „die sich in Gehalt und Struktur dieser Begriffe niederschlagen“ (Bödeker 2006: 349). In dieser Studie vergleicht sie intuitive physikalische Konzepte von deutschen Schülern und Schülerinnen in Berlin mit denen von Kindern und Erwachsenen auf den Trobriand-Inseln. Um ihre Untersuchungen auf den Trobriands durchführen zu können, lernte sie zunächst mithilfe meiner Grammatik und meines Wörterbuches (Senft 1986) Kilivila. Bei ihrer Präsentation und Analyse der trobriandischen Daten kann sie deshalb ausgewählte, aber repräsentative Reaktionen ihrer Gewährsleute auf ihre Fragen zu den von ihr untersuchten intuitiven Konzepten im Kilivila und in der morpheminterlinearen Transkription präsentieren. Damit ist die Möglichkeit gegeben, ihre Schlussfolgerungen anhand empirischer Daten zu überprüfen. Aufgrund ihrer Sprachkenntnis gelingt es Bödeker, ihre Daten in Deutschland und in Papua-Neuguinea mit denselben Methoden zu erheben und über die Sprache Zugang zum intuitiven physikalischen Denken der Trobriander/innen zu gewinnen. Sie ist sich dabei aber auch durchaus der Problematik der Vergleichbarkeit der deutschen und trobriandischen Daten bewusst und diskutiert aufgrund dieser Überlegungen explizit das Verhältnis von kognitiver Entwicklung und Semantik. Als Hauptergebnisse konnte Bödeker festhalten, dass Annahmen über Kraft und

Bewegung in beiden untersuchten Sprachen und Kulturen sehr ähnlich sind, dass Vorstellungen über Lebendigkeit von Wellen, Feuer und Wolken stark kulturspezifisch geprägt sind und dass sich bei den intuitiven Konzepten von Gewicht in beiden Kulturen deutliche kulturspezifische Unterschiede und v.a. Effekte aufgrund von Schulbildung zeigen. Diese Ergebnisse werden ausführlich kommentiert und erklärt. Die Arbeit ist ein Paradebeispiel dafür, wie fruchtbar die Verknüpfung von Linguistik, Entwicklungspsychologie und kulturvergleichender Kognitionsforschung für solche Forschungsprojekte sein kann.

In der von David Mark et al. (2011) herausgegebenen Anthologie „Landscape in Language“ diskutieren Wissenschaftler/innen aus den Bereichen Archäologie, Geographie, Psychologie, Völkerkunde und Linguistik das Verhältnis von Mensch, Landschaft und Umwelt und die Fragen, wie ‚Landschaft‘ konzeptualisiert ist und wie sich diese Konzepte in der Sprache widerspiegeln. Die 21 Beiträge zu diesem Band zeigen unter anderem, welche Rolle traditionelle Vorstellungen, Mythen und Genealogien und ganz generell die Art der Interaktionen zwischen Mensch und Umwelt sowohl für Ortsnamen und Bezeichnungen für Landschaftsformen als auch für die Orientierung im Raum spielen und welchen Einfluss Sprache auf die Klassifikation von Landschaftsformen hat. Die Beiträge zeigen nicht nur, dass ‚Landschaft‘ eine Domäne ist, die sich hervorragend dafür eignet, die Dynamik und Diversität von Sprache zu untersuchen, sondern auch, dass sich die kulturellen, kognitiven und emotionalen Beziehungen von Menschen zu ihrer Umwelt in ihren jeweiligen Sprachen niederschlagen. Auf der Basis profunder Sprachkenntnisse wird hier die neue Interdisziplin „Ethnophysio-graphie“ (Mark/Turk 2004) vorgestellt, die kulturelle und linguistische Aspekte von Landschaftskonzepten untersucht unter der Einbeziehung anderer Disziplinen wie Psychologie und Archäologie. Dieser Band verdeutlicht auf exemplarische Weise, welchen Anteil das Erlernen und die Kenntnis von Sprachen anderer Kulturen für erfolgreiche und innovative transdisziplinäre Zusammenarbeit in den Sozial- und Geisteswissenschaften haben.

Literatur

- Agar, Michael (1996): *The Professional Stranger. An Informal Introduction to Ethnography*. San Diego: Academic Press.
- Bernsdorf, Wilhelm (1972): *Wörterbuch der Soziologie*. Fischer: Frankfurt/M.
- Bödeker, Katja (2006): *Die Entwicklung intuitiven physikalischen Denkens im Kulturenvergleich*. Münster: Waxmann.
- Firth, J. Raymond (Hrsg.) (1957): *Man and Culture – An Evaluation of the Work of Bronislaw Malinowski*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Fischer, Hans (2000): *Wörter und Wandel. Ethnographische Zugänge über die Sprache*. Berlin: Reimer.
- Franklin, Karl (1992): *On Language Learning Claims of Ethnographers*. In: Dutton,

- Tom/Ross, Malcolm/Tryon, Darrell (Hrsg.): *The Language Game: Papers in Memory of Donald C. Laycock*. Canberra: Pacific Linguistics. S. 589–597.
- Labov, William (1972a): *Some Principles of Linguistic Methodology*. In: *Language in Society* 1. S. 97–120.
- Labov, William (1972b): *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Philadelphia Press.
- Malinowski, Bronislaw (1920): *Classificatory Particles in the Language of Kiriwina*. *Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution*, Vol 1, Part IV. S. 33–78.
- Malinowski, Bronislaw (1935): *Coral Gardens and Their Magic*. 2 Bände. London: George Allen & Unwin.
- Mark, David M./Turk, Andrew G. (2004): *Ethnophysiography and the ontology of the landscape*. In: Egenhofer, Max/Frekso, Christian/Miller, Harvey (Hrsg.): *GIScience 2004 Extended Abstracts and Poster Summaries*. Santa Barbara: Regents of the University of California. S. 152–155.
- Mark, David M./Turk, Andrew G./Burenhult, Niclas/Stea, David (Hrsg.) (2011): *Landscape in Language. Transdisciplinary Perspectives*. Amsterdam: John Benjamins.
- Matthes, Joachim (2005): *Das Eigene und das Fremde. Gesammelte Aufsätze zu Gesellschaft, Kultur und Religion*. Herausgegeben von Rüdiger Scholz. Würzburg: Ergon-Verlag.
- Mayntz, Renate/Holm, Kurt/Hübner, Peter (1972): *Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Pheby, John/Scholze, Werner (Hrsg.) (1979): *Oxford Duden Bildwörterbuch Deutsch und Englisch*. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Powdermaker, Hortense (1966): *Stranger and Friend. The Way of an Anthropologist*. New York: W. W. Norton.
- Senft, Gunter (1982): *Sprachliche Varietät und Variation im Sprachverhalten Kaiserslauterer Metallarbeiter: Untersuchungen zu ihrer Begrenzung, Beschreibung und Bewertung*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Senft, Gunter (1986): *Kilivila – The Language of the Trobriand Islanders*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Senft, Gunter (1991): *Mahnreden auf den Trobriand Inseln – Eine Fallstudie*. In: Flader, Dieter (Hrsg.): *Verbale Interaktion – Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Senft, Gunter (1995): *Ain't Misbehavin'?* Trobriand Pragmatics and the Field Researcher's Opportunity to Put His (or Her) Foot in It. In: *Oceanic Linguistics* 34. S. 211–226.
- Senft, Gunter (2001): *Frames of spatial reference in Kilivila*. In: *Studies in Language* 25. S. 521–555.
- Senft, Gunter (2002): *Feldforschung in einer deutschen Fabrik – oder: Trobriand ist überall*. In: Fischer, Hans (Hrsg.): *Feldforschungen. Erfahrungsberichte zur Einführung*. Berlin: Reimer. S. 207–226.
- Senft, Gunter (2008): *Zur Bedeutung der Sprache für die Feldforschung*. In: Beer, Bettina (Hrsg.): *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin: Reimer. S. 103–118.
- Senft, Gunter (2009): *Fieldwork*. In: Senft, Gunter/Östman, Jan-Ola/Verschueren, Jef (Hrsg.): *Culture and Language Use*. Amsterdam: John Benjamins. S. 131–139.
- Senft, Gunter (2010a): *Argonauten mit Außenbordmotoren – Feldforschung auf den Trobriand-Inseln (Papua-Neuguinea) seit 1982*. In: *Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*. 31. S. 115–130.
- Senft, Gunter (2010b): *The Trobriand Islanders' Ways of Speaking*. Berlin: de Gruyter Mouton.
- Werner, Oswald (1994): *Ethnography and Translation – Issues and Challenges*. In: *Sartotiana*. 7. S. 59–135.